

Stromaufwärts.

Donaufahrt im fünften Kriegsjahr.

„Und dann haben wir ja das Schiff!“ rief unlängst eine Zeitung, als sie die Wiener darüber trösten wollte, daß durch den immer mehr gedrosselten Bahnverkehr Ausflüge ins Gebirge immer unmöglicher werden, und daß wegen der schon mehr als fraglichen Verpflegung auf dem Lande ein Urlaub immer mehr eine zwar schöne aber ungenießbare Einrichtung wird. Wir haben das Schiff! Wir nehmen uns zwei Rasttage, fahren mit dem Schiff nach Linz und wieder zurück, sind in guter Luft gewesen, haben uns gut ausgerastet und ein schönes Stück Land gesehen. Das mag manchem wie eine Offenbarung geklungen haben. Wir verzichten auf die Eisenbahn, auf die stundenlangen Kämpfe, die man dort an den Schaltern bestehen muß, um eine Karte zu ertingen, wir verzichten darauf, so eingepfercht zu reisen, daß wir die Hand nicht heben können, um uns zu schneuzen, wir verzichten darauf, ein Trittbrett mit zwei anderen „Fahrgästen“ zu teilen oder uns auf einem Waggondach köpfen zu lassen. Wir fahren auf dem Schiff, da haben wir es kommod. Mancher erinnerte sich an wunderschöne Fahrten auf dem Schiff in friedlichen Zeiten. Und nun begann ein Sturm auf unsere armen Donaudampfer, die einem solchen Massenandrang nicht gewachsen sind. Namentlich an Freitagen und Samstagen staut sich vor dem Kassenschalter der Abfahrtschalle schon 1½ Stunden vor Abgang des Postschiffes eine so gewaltige Menschenmenge, daß überhaupt niemand mehr die Halle betreten kann. Wenn endlich alles mit Worten versehen ist, beginnt beim Ausgang von der Halle zum Schiff neuerdings die gleiche, lebensgefährliche Drängelei. Um 10 Uhr abends soll der Postdampfer nach Linz abgehen. Aber es wird 1½ 11 oder noch später, ehe er fährt, denn er ist mit großer Verspätung von Linz herunter gekommen und die Mannschaft wird nicht rechtzeitig fertig mit den nötigen Reinigungsarbeiten, mit dem Kohlenladen.

Wie sieht es auf dem Dampfer aus, wenn er endlich vom Land stößt und seinen Rauchfang zum ersten Male umlegt, um unter der Kronprinz-Rudolf-Brücke durchzufahren! Auf den schönen, weichen Blüschbänken des Gasthausraumes 1. Klasse, auf die man sich im Frieden nach dem Nachtmahl immer so behaglich hinstreckte, kauern eng aneinander geprekte Gestalten, es hat Kämpfe gegeben um diese Plätze, es ist um jeden einzelnen Klappstuhl gerungen worden. Im Nu war keine einzige Sitzmöglichkeit mehr zu ergattern. Nun kauern sich die Menschen an die Bänke hin, froh, wenigstens den Kopf anlehnen zu können. Zuguterletzt kommt noch ein Schwarm von Pfadfindern angerückt und schlägt mitten im Gange ein regelrechtes Lager auf, als gälte es, im Hochgebirge zu bivakieren. Sie sind nicht böse über den Platzmangel, denn sie machen aus der Not einen Sport. Die armen Kellner, die Speisen und Getränke an die Tische heranzubringen wollen, sind kaum imstande, sich den Weg durch den verbarrikadierten Gang zu erzwingen. Die Stimmung ist gedrückt genug. Allen merkt man die Angst vor der Nacht an, die da kommen soll. Vorläufig hat noch niemand Schlaf. Man versucht ein wenig zu plaudern. So kommt das Schiff nach Ruffdorf. Dort wartet, wie man schon von weitem sieht, ein dichter, schwarzer Schwarm von Menschen. Nur ein geringer Keil darf einsteigen. Die Glücklichen, die mitkommen dürfen — noch wähen sie, glücklich zu sein — stürmen auf das Schiff, in der Hoffnung, noch ein Plätzchen zu ergattern. Mit sehr enttäuschten, ja geradezu entsetzten Mienen betrachten sie das Bild, das sich ihnen bietet. Vergebens wenden sie sich an die Schiffs-

mannschaft, vergebens drücken sie einem Kellner ein gutes Trinkgeld in die Hand. Es findet sich für sie kein Stuhl mehr, nicht einmal ein Plätzchen auf dem Fußboden, ja nicht einmal mehr ein Stüchchen Wand, an das sie sich lehnen könnten. Es bleibt ihnen nichts übrig, als die Nacht droben auf Deck zu verbringen.

Auf Deck ist es bitter kalt. Es wird von Stunde zu Stunde kälter. Nur durch stieliges Auf- und Nieder-schreiten kann man sich den Aufenthalt erträglich machen. Wer sich auf eine der vielen freien Bänke legt, den überfällt die Kälte und er bringt sie nicht mehr aus dem Gliedern. Manche Leute haben einen festen Mantel, ein tüchtiges Umhängetuch mit. Aber es geht ihnen nicht besser. Man müßte ausgerüstet sein wie zu einer Gletscherpartie, um die Nacht hier oben auf Deck liegend verbringen zu können. In endlosem, unermüdbarem Hin- und Hergehen durchwandert mancher hier oben die Nacht. Manchmal taumelt von unten aus dem vollgestopften Raum einer aufs Deck in die Finsternis empor, einer, der es in der heißen, stinkenden Luft nicht mehr aushält, dem der Atem zu vergehen droht. Er ist rasch abgefühlt, aber wenn er wieder hinunterkommt, findet er sein Plätzchen unwiederbringlich verloren, von einem anderen eingenommen. Denn so groß ist die Raumnot, daß alle, wenn auch ungeschriebenen, so doch gewöhnlich respektierten Gesetze des Reiseverkehrs von diesem Schiff über Bord gemorfen werden.

In trostloser Langsamkeit schleicht die Nacht dahin. Niemand spricht mehr. Aber niemand schläft. Wie mancher mag in Sehnsucht und Reue an sein Bett daheim denken! Doch, damit wir nur genau berichten: zwei schlafen doch, zwei Buben. Die Mutter hat sich einen Klappstuhl erobert und sitzt nun da, die Köpfe der auf dem Boden kauern den Buben in ihren Schoß gebettet. Ganz frei, ohne sich im mindesten anlehnen zu können, sitzt sie die ganze Nacht regungslos so da und die beiden Buben schlafen herrlich. Eine erstauische, rührende Leistung von Willensstärke. In einer Ecke des Raumes wimmert die ganze Nacht über ein kleines Kind.

Gegen Morgen, das Schiff fährt langsam durch die jäher endlosen Auen zwischen Dulln und Krems, wird oben auf Deck die Kälte so arg, daß mancher bisher standhafte „Durchhalter“ sich blaugefrozen nach unten stiehlt, um sich zu wärmen. Langsam, quälend langsam dämmert dann der Morgen. Noch lange ist die Sonne nicht da, die vielersehnte. Milchige Nebel brauen über dem Wasser. Da erhebt sich unten einer der schlaflosen Schläfer nach dem anderen, bleich und übernächtlich jeder, mancher hat die Zeichnung des Tischtuches in die Stirnhaut gepreßt, jeder rechnet die verborgenen Glieder zurecht. Es herrscht eine verdrossene, mißmutige Stimmung. Es ist noch nicht recht hell, doch sind die Lichter schon abgedreht. Man stolpert über die Schläfer, die den Boden bedecken. Vergebliche Ruhe nach Kellner und Frühstück werden laut, in der Küche brennt noch kein Feuer.

Das Schiff hat mehrstündige Verspätung. Schon dampft es in die Wachau ein, da wird endlich Kaffee verabreicht und auch oben, auf Deck, gibt es eine Erwärmung: die Sonne kommt! Nun strömt freilich alles hinauf, Diegeißel und Klappstühle werden die jämale Stiege emporgeschleppt und bald herrscht dort oben die gleiche Ueberfüllung, wie die Nacht über unten geherrscht hat. Aber jetzt ist sie, in der frischen, schon von der Sonne überwärmten Wasserluft, viel erträglicher, endlich stellt sich leidliches Behagen ein. Und jetzt, jetzt endlich sinnt das Haupt manches Reisenden, der sich vorgenommen hat, die Wachaufahrt recht aufmerksam Sinnes zu genießen, von Müdigkeit übermannt schlafend auf die Brüst.

Es war unglug, so stürmisch auf das Verkehrsmittel Schiff aufmerksam zu machen. Die Donau-Dampfschiff-fahrtsgesellschaft tut ja flücker alles, was ihr möglich ist, aber sie kann es doch nicht verhindern, daß heute eine Fahrt auf der Donau lange nicht mehr das Vergnügen ist, das sie vor dem Kriege war, ja, daß sie manchmal eine kaum geringere Qual wird als eine Eisenbahnfahrt.